Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 31 (1890)

Artikel: Der Sklavenhandel und die christliche Mission in Afrika
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007851

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Sklavenhandel und die christliche Mission in Afrika.

So lange ich lebe — nie werde ich die schöne Weihnachtskrippe vergessen in der Klosterkirche zu St. Klara. Das war eine Freude für uns Buben, wenn die verschiedenen Figuren aufgestellt waren: das göttliche Kind, Maria und Joseph, Hirten und Schäflein, Ochs und Esel. Staunend klammerten wir uns an's massive Eisengitter, sperrten Mund und Augen auf und starrten auf den Stall mit dem mächtigen Strohdach, über dem an dünnem Drahte die Engel mit ihren goldenen Flügeln schwebten. Da bewunderten wir die Hirten, die vor der Krippe knieten und zählten die Schäflein, die im blumigen Grase weideten. Doch unser Staunen wuchs, wenn bald nach dem Neujahrstage von der Epistelseite des Chores her die Bedienten der hl. drei Könige heranrückten. Tag für Tag kamen sie näher. Endlich am Vorabend vor „Dreikönig" erschienen die königlichen Majestäten selber: Kaspar, Melchior und Balthasar, die buntgeschmückten Weisen des Morgenlandes mit ihren Opfergaben in den Händen. Gründlich wurde jeder derselben gemustert und betrachtet, aber weitaus am besten gefiel uns Buben der Mohrenkönig. Der erfreute sich der größten Aufmerksamkeit der ganzen Kinderschaar. Heute, nach dreißig Jahren, sehe ich ihn immer noch vor mir, wie er in steifem Rocke und buntem Mantel ehrfurchtsvoll vor der Krippe steht, aber heute schaue ich ihn mit ganz andern Augen an, als damals. Daß ein Mohrenkönig durch einen wunderbaren Stern zur Krippe des Weltheilandes geführt wurde, das ist ein rührender Beweis von der allumfassenden Liebe des Erlösers, von der allumfassenden Bedeutung des Christenthums. Alle Menschen, weiße und schwarze, hat der göttliche Heiland an seinen Thron im Stalle zu Bethlehem berufen, für alle ist er am Kreuze gestorben und für alle hat er seine hl. Kirche gestiftet. Ja, alle Menschen, auch die armen, verachteten Neger, sind durch den Opfertod Jesu Christi Kinder Gottes und Erben des Himmels geworden. Deßhalb wird jeder wahre Christ mit tiefem Schmerz erfüllt, wenn er hört, in welch' schrecklichem Elende die armen Neger schmachten, wie sie nicht nur von der Lehre des Christenthums nichts wissen, sondern auch als Sklaven wie unvernünftiges Vieh gehetzt, gequält, hingeschlachtet werden. —

Man spricht in unsern Tagen von Freiheit und Fortschritt, von Völkerglück und Brüderlichkeit so viel und so gerne, daß man schier meinen sollte, unsere Welt sei nahe daran, wieder zum Paradiese zu werden. Und doch hat unser fortgeschrittenes Jahrhundert den schmählichsten Schandfleck in der Geschichte der Menschheit noch nicht ausgetilgt — die Sklaverei. — In Amerika ist dieselbe zwar abgeschafft, Brasilien hat in neuester Zeit Gesetze dagegen erlassen, auch an der Westküste Afrikas ist der Sklavenverkehr größten Theils beseitigt. Im Innern Afrikas dagegen hat die Sklaverei nicht aufgehört, ja die Negerkönige selber treiben Menschenhandel, veranstalten Sklavenjagden und verkaufen ihre eigenen Unterthanen, um für dieselben ein Pferd, eine Flinte, elende Waaren oder sonstigen Firlefanz zu erhandeln. Für ein gutes Pferd gibt man 3 bis 4 erwachsene Neger, ein Kind wird für ein Päcklein Salz, eine Frau für 7 bis 8 Ellen Tuch oder für eine Ziege preisgegeben. — Das ist der schreckliche Handel mit Menschenfleisch, mit Menschen, für deren unsterbliche Seelen der Gottessohn am Kreuze gestorben ist. Dieser greuliche Handel ist eine Schande für unser gebildetes Jahrhundert, eine Schande für die christlichen Nationen.

Doch seit Beginn des Sklavenhandels unter den christlichen Völkern ist die kathol. Kirche gegen denselben mit aller Entschiedenheit aufgetreten. Kaum erhielt der apostolische Stuhl die erste Kunde von der Einfuhr von Sklaven aus den kanarischen Inseln nach Spanien, so erhob Papst Eugen IV. im Jahre 1434 seine Hirtenstimme. Dasselbe that Papst Pius II. im Jahre 1462, indeß Sixtus IV. und Innozenz VIII. die Bestimmungen ihrer Vorgänger erneuerten und verschärften. Als aber nach der Entdeckung Amerikas der Sklavenhandel eine noch viel größere Ausdehnung gewann, da erhob sich Papst Paul III. im Jahre 1537, indem er

die Menschenrechte der Indianer, wie der übrigen heidnischen Völker feierlich in Schutz nahm, deren Freiheit zu schmälern verbot und jeglichen Kauf oder Verkauf derselben für null und nichtig erklärte. Aehnliches thaten die Päpste Urban VIII. im Jahre 1639, Benedikt XIV. 1741 und Gregor XVI. 1839. Auch in unsern Tagen hat der glorreich regierende Papst Leo XIII. für die armen Negersklaven seine Stimme erhoben. Er beauftragte den für diese Unglücklichen besonders thätigen Kardinal Karl Martial Lavigerie (sprich Lawischeri), daß er alles, was in seiner Macht stehe, treulich aufbieten möge, um in Afrika das Joch der Knechtschaft von so vielen unglücklichen Menschen abzuwenden. Dieser ehrwürdige Prälat — dessen wohlgelungenes Bildniß der Kalendermann seinen Lesern vor Augen stellen kann — folgte mit hoher Freude dem Rufe des hl. Vaters. Er griff zum Wanderstabe u. durchzog die Länder Europas, um zur Unterstützung seines edlen Werkes aufzufordern.

Kardinal Lavigerie.

Auch die Stadt Luzern hatte die hohe Ehre, diesen edlen Kämpfer für die Freiheit der armen Negersklaven zu beherbergen.

Die Mittheilungen, die von diesem, für seine Aufgabe hochbegeisterten Manne anläßlich mehrerer Versammlungen gemacht wurden, lassen es ahnen, wie entsetzlich die Lage der armen Negersklaven in Afrika sein muß. Ein grauenvolles Bild entrollt sich vor unsern Blicken, wenn wir die Berichte der Forscher und Missionäre auch nur oberflächlich durchlesen. Seit mehr als einem halben Jahrhundert ist es nämlich den Arabern oder Türken gelungen, sich der Hälfte Afrikas zu bemächtigen. Diese Türken sind Heiden und nach den Lehrsätzen ihrer Religion besteht die Menschheit aus zwei gesonderten Klassen; die Einen sind die Gläubigen, diese sollen herrschen; die Andern, das sind die sogenannten Verfluchten, sie müssen dienen. Unter diesen Letztern aber sind die verachtetsten und niedrigsten die Neger; sie werden mit den Thieren auf gleiche Stufe gestellt. In den Augen des Türken ist — nach dem zutreffenden Worte Leos XIII. — der Neger ein für das Joch bestimmtes Lastthier. Auf ihren Eroberungszügen nun drangen die Türken in eigens gebildeten Banden von Sklavenhändlern bis in's Innere des Landes ein und veranstalteten überall die Jagd auf Sklaven. — Etwas Schrecklicheres, als diese Sklavenjagden, kann man sich nicht leicht denken. Nicht selten überfallen die Räuber Frauen und Kinder, welche auf dem Felde arbeiten und schleppen sie gebunden mit sich fort. Es gibt Gegenden, wo weder Frauen noch Kinder, selbst nicht vereinzelte Männer, welche sich nur 10 Minuten weit vom Heimathsdorfe entfernen, sicher sind, wieder dahin zurückzukehren. —

Aber mein lieber Leser, du wirst fragen, ob denn die Häuptlinge dieser Dörfer nichts thun zur Abwehr? Ach, sie sind zu schwach, solche Gewaltthaten zu verhindern, denn die Räuber sind bis an die Zähne bewaffnet, während die Eingebornen keine andere Waffen haben, als Steine und Stöcke oder höchstens Pfeile und Lanzen. Daher kommt es, daß diese Menschenräuber nicht nur Einzelne angreifen, sondern es sogar wagen, ganze Dorfschaften, die oft Tausende von Einwohnern zählen, zu überfallen. Solch' beklagenswerthe Dörfer werden nächtlicherweile von den bewaffneten Menschenräubern umzingelt, die Strohhütten in Brand gesteckt und die armen Bewohner, welche sich zur Wehr setzen, zusammengeschossen oder niedergeworfen, gebunden und geknebelt. Glücklich diejenigen, welche in die Wälder zu entfliehen im Stande sind. Andere suchen ein Versteck in den Kornfeldern oder im hohen Grase. Aber die Verfolger haben dieß kaum bemerkt und schon die Saaten und das dürre Steppengras angezündet. Mit Blitzesschnelle frißt das Feuer um sich und von einem Flammenmeer umlodert, bleibt den armen Flüchtlingen keine andere Wahl, als zwischen Tod und Sklaverei. Wo noch vor wenigen Stunden ein friedliches Dorf gestanden, da liegen nun rauchende Trümmer, verstümmelte und verkohlte Leichen, da röcheln die Sterbenden, während die Räuber sich anschicken, ihre Beute, die überlebenden Männer, Weiber und Kinder gefesselt, unter den entsetzlichsten Rohheiten wie eine Heerde Vieh fortzutreiben. Das ist ein trauriges Loos, nicht wahr, lieber Leser? Aber für die armen Gefangenen haben die Leiden erst begonnen. Was ihnen bevorsteht, ist noch unendlich viel schrecklicher.

Die armen Neger werden nun in's Innere des Landes geführt, um auf einem Sklavenmarkte verkauft zu werden. Der Marsch dorthin dauert oft Monate lang. Die Unglücklichen sind aneinander gefesselt, auf ihrem Nacken ruht ein aus schwerem Holz verfertigtes Joch, eine Art Gabel oder „Störe", in die der Kopf des Gefangenen hineingesteckt wird. Oft sind die Hälse mehrerer Menschen in diese schrecklichen Klammern eingezwängt. Die Hände und Arme der Einzeln sind gebunden zusammengeschnürt; die stärkern Männer aber, die etwa einen Fluchtversuch machen könnten, werden zudem noch an den Beinen mit Ketten belastet. Auch kommt es vor, daß den Gefangenen ein Ohr durchbohrt und eine Schnur hindurchgezogen wird. So werden je vier oder fünf Mann zusammengekoppelt. In solch' unmenschlicher Weise gebunden, geknebelt und gekettet müssen die armen Sklaven in der glühenden Hitze Afrikas durch öde Steppen und wildes Gestrüpp ihren wochenlangen Weg zurücklegen. Straßen gibt es keine, sondern nur stellenweise schmale und mühsame Fußpfade. Bricht ein Neger todmüd zusammen, so kann er nicht ausruhen, seine Genossen schleppen ihn am hölzernen Joche und an den Ketten und Stricken weiter. Sofort ist auch der entsetzliche Sklaventreiber zur Stelle und sucht mit seinen unmenschlichen Peitschenhieben die sinkende Kraft des elenden Geschöpfes zu beleben. Stromweise rinnt das Blut über den Rücken des wimmernden Negers. Die Sonne sticht brennend heiß auf die offenen Wunden, ein ganzes Geschmeiß von Insekten und Fliegen setzt sich an denselben an und steigert die entsetzlichen Qualen. Sieht aber ein Sklaventreiber, daß trotz aller Schläge ein Neger zu schwach ist, um weiter zu kommen, da denkt er keineswegs daran, den Armen durch Speise und Trank zu erquicken, vielmehr tritt der Unmensch hinzu und schlägt mit einem fürchterlichen Keulenschlag sein Opfer nieder; die Leiche wird nicht verscharrt, sondern nur bei Seite geworfen — und der Zug geht weiter. Tausende kleiner Kinder sterben unterwegs vor Hunger, und wenn es einer Mutter gelungen ist, ihr Kind bei sich zu behalten, der grausame Araber jedoch sieht, daß die arme Frau nebst der eigenen Last auch das Kind zu tragen unvermögend ist, dann wird das arme Wesen der Mutter entrissen, zu Boden geschleudert und vor ihren Augen zerschmettert. Reisende haben gesehen, wie diese Kinder wilden Thieren vorgeworfen oder bei den Beinchen ergriffen und an Baumstämmen oder Steinen zerschmettert wurden.

Nach einem solchen Tagmarsch voll entsetzlicher Leiden wird endlich am Abend Halt gemacht und den Gefangenen eine Hand voll Getreide zugetheilt, das ist ihre ganze Nahrung. Man gibt ihnen nur so viel, als hinreicht, um die Kräftigsten am Leben zu erhalten. Die Schwierigkeiten des Verkehres in diesem unwegsamen Lande sind äußerst groß, weßhalb den armen gefangenen Negern nur das spärlichste Maß von Lebensmitteln gereicht wird. Es ist schon vorgekommen, daß die Sklaventreiber einen Theil der Unglücklichen dem Hungertode über-

ließen oder geradezu todt schlugen, nur um den Rest der „Waare", wie die Händler die armen Neger nennen, zu retten. So gehen Tausende zu Grunde, ehe sie ihr Ziel, den Sklavenmarkt erreichen. Wo die Unglücklichen ihr qualvolles Leben geendet haben, dort bleiben sie liegen. Dort modern unter freiem Himmel ihre Leichen oder dienen wilden Thieren zum Fraße. Nur die stellenweise zerstreut liegenden Schädel und Gebeine bezeichnen den Weg, auf welchem die Menschenräuber ihre Opfer fortgeschleppt haben. Man rechnet, daß von 5 bis 6 gefangenen Sklaven nur je einer alle diese Strapatzen überlebt. Nun werden aber jährlich nahezu eine halbe Million Neger verkauft, es muß daher die Zahl der unglücklichen Opfer über 2 Millionen d. h. mehr als 5300 täglich betragen. Der berühmte Afrikareisende Stanley überraschte in der Nähe des Kongo, ungefähr 240 Stunden vom Meere entfernt, eine Bande Sklavenjäger. Die Mörder hatten mehrere Dörfer der Eingebornen vollständig vernichtet, alle kräftigen Männer, welche nicht fliehen konnten, getödtet, die Weiber und Kinder wie eine Heerde Vieh fortgetrieben. Bedeckt mit Schmutz und Unrath lagen die Unglücklichen, etwa 2300 Weiber und Kinder, elend und abgemagert auf dem Boden, ein entsetzlicher Anblick. Diese armen Menschen waren der Rest der Einwohner von 118 zerstörten Dörfern. Massenhaft starben

Gefangene Neger auf dem Marsche nach dem Sklavenmarkt.

sie dahin und nur 900 bis 1000 erreichten den Markt.

Sind nun die Schwarzen auf dem Markte angelangt, dann werden sie wie Vieh zum Verkaufe ausgestellt, man besichtigt ihre Hände und Füße, untersucht ihre Zähne, ja alle Glieder ihres Körpers, um sich zu versichern, daß sie zu dieser oder jener Arbeit brauchbar seien. Man verhandelt um den Preis in ihrer Gegenwart, marktet und feilscht. Ist endlich der Handel abgeschlossen, so werden Vater und Mutter erbarmungslos von den Kindern getrennt, die Kinder den Eltern entrissen. Ein Missionär, der den Sklavenmarkt von Udjidji besucht hat, schreibt an den schon genannten Kardinal Lavigerie:

„Die Sklaven waren wegen ihrer großen Anzahl billig und man bot mir solche um einen Spottpreis zum Kaufe an, aber fast alle waren abgemagert vor Elend und dem Hungertode nahe. Der Platz war bedeckt mit Sklaven, die in langen Reihen nebeneinander standen; Männer, Weiber und Kinder in schrecklicher Unordnung, die einen mit Stricken, die andern mit Ketten gefesselt, einigen hatte man die Ohren durchbohrt und eine kleine, dünne Schnur hin-

durchgezogen, welche sie zusammen hielt. In den Straßen begegnete man Schritt für Schritt lebendigen Gerippen, die sich mühsam mit Hilfe eines Stockes fortschleppten. Sie waren nicht gefesselt, weil sie nicht mehr fliehen konnten. Leiden und Entbehrungen aller Art sprachen aus ihren fleischlosen Gesichtern und alles wies darauf hin, daß sie mehr aus Hunger als in Folge einer Krankheit sterben würden. Andere lagen in den Straßen oder am Hause ihres Gebieters, der ihnen nichts mehr zu essen gab, weil er ihren Tod voraussah. Aber ein noch greulicheres Bild als der Marktplatz bietet der Tanganika, jene unbebaute, mit hohen Gräsern bedeckte Fläche, welche zwischen dem Markte und den Ufern des See's liegt. Dieser Raum ist der Kirchhof von Udjidji, oder vielmehr der Schindanger, wo die Körper der sterbenden oder verstorbenen Sklaven hingeworfen werden. Die in diesem Lande sehr zahlreichen Hyänen, die schrecklichsten und garstigsten Raubthiere, die es gibt, sind ihre Todtengräber. Ein junger Christ, welcher die Stadt noch nicht kannte, wollte bis zu den Ufern des See's vordringen. Aber angesichts der zahllosen Leichname, die am Wege lagen, halbzerfleischt von Hyänen und Raubvögeln, bebte er erschrocken zurück — er konnte einen so grauenhaften Anblick nicht länger ertragen. — Auf meine Frage, warum die Leichen in der Umgegend von Udjidji so zahlreich seien und warum man sie so nahe bei der Stadt liegen lasse, antwortete mir ein Araber im natürlichsten Tone, als handle es sich um die einfachste Sache auf der Welt: „Früher waren wir gewohnt, hierhin die Leichname unserer Sklaven zu bringen und allmählig wurden sie dann von den Hyänen fortgeschleppt, aber dieses Jahr ist die Zahl der Leichen so groß, daß nicht genug Raubthiere vorhanden sind, um sie aufzuzehren, sie haben sich den Eckel am Menschenfleisch gefressen."

Das sind schreckliche, schauderhafte Zustände, eine Schmach für unsere aufgeklärte, menschenbeglückende, freiheitsschwindlige Zeit, eine Schande für alle civilisirten Völker! Doch diese entsetzlichen Zustände müssen beseitigt, der Sklavenhandel muß bekämpft und unmöglich gemacht werden — das fordert jedes edle Herz. Indeß die Gewalt der Waffen, das Einschreiten der christlichen Fürsten und Völker Europas genügt hier nicht. Bloß weltliche Mittel, Pulver und Blei und mächtige Kriegsschiffe sind allein zu schwach; eine andere weit einflußreichere Macht muß ihre Truppen in's Feld senden, das Christenthum, die katholische Kirche.

Alle Afrikaforscher stimmen darin überein, daß ohne Missionäre keine Gesittung in jenem Welttheile möglich ist. Jene heldenmüthigen Männer müssen wieder erstehen, die seit den ersten Tagen des Christenthums den Völkern nebst der irdischen Freiheit auch die Freiheit der Kinder Gottes verkündigt und erkämpft haben, jene Männer, die unter unsäglichen Mühen auch in unser Land eingedrungen sind, auch auf unsern Bergen das Kreuz aufgepflanzt und unsern Vorfahren die Segnungen des Christenthums gebracht haben. Jede wahre Gesittung ruht auf dem Kreuze.

Gott Lob fehlt es nicht an Männern, die auch in unsern Tagen Beruf und Begeisterung besitzen, solch' herrliche Werke zu unternehmen. Insbesondere gereicht es uns katholischen Schweizern, in erster Reihe dem Kanton Luzern zur Freude und zur Ehre, daß einer seiner Söhne einen ganz hervorragenden Platz unter den Männern einnimmt, welche für das zeitliche und ewige Wohl der armen Neger thätig sind. Dieser Mann ist P. Andreas Amrhein, Priester aus dem Orden des hl. Benediktus und Oberer der St. Benedikts-Missionsgenossenschaft zu St. Ottilien bei Türkenfeld in Ober-Bayern.

P. Andreas wurde im Jahre 1844 zu Münster, Kt. Luzern, geboren, besuchte in Paris die Kunstakademie, um Maler zu werden, begab sich aber später an die Universität Tübingen und widmete sich dem Studium der Theologie. Im Jahre 1870 trat er in das Benediktinerkloster Beuron, Hohenzollern, ein. Schon damals beseelte ihn eine hohe Begeisterung für die Heidenmission und er gesteht selbst in einem Schreiben aus dem Jahre 1866: „Als ich noch Knabe war, stellte mein Großvater die Frage an mich, ob ich nicht Geistlicher werden wollte. Nein, gab ich zur Antwort, Kaplan oder Chorherr jedenfalls nicht, aber Missionär bei den Heidenkindern, das wäre mir lieb." — Doch seine schwächliche Gesundheit wollte ihm nicht gestatten, den sehnlichsten Wunsch seines Herzens zu erfüllen; aber es war ihm vergönnt, wenigstens eine Anstalt zu stiften, aus welcher apostolische Männer hervorgehen sollten. Mit Genehmigung der hl. Congregation der Glaubensverbreitung in Rom und im Vertrauen auf

die Zusicherung, die deutsche Reichsregierung werde die Bestrebungen der Genossenschaft in den deutsch-afrikanischen Niederlassungen nach Möglichkeit unterstützen, gründete P. Andreas die Missionsgesellschaft nach der Regel des hl. Benedikt. Die Ordensglieder verpflichten sich, all' ihre Kräfte den armen Negern zu weihen, wenn nöthig, selbst das eigene Leben einzusetzen, um diese unglücklichen Heiden für das Christenthum zu gewinnen und zu gesitteten Menschen heranzuziehen. Aller Anfang ist schwer, das zeigte sich auch beim Werke des hochw. P. Andreas. Doch mit Hilfe des hochwürdigsten Bischofs von Augsburg gelang es endlich, die Anstalt zu erstellen. Neben den Wohnungen und Lehrsäälen enthalten die Gebäulichkeiten viele Werkstätten, worin die Laienbrüder in allen für Missionszwecke nützlichen Arbeiten Unterricht erhalten. Auch die Zöglinge, welche zu Missionspriestern herangebildet werden, beschäftigen sich täglich eine bestimmte Zeit mit der Erlernung oder Ausübung irgend eines Handwerkes. Gegenwärtig zählt die Missionsanstalt in St. Ottilien bereits 54 männliche und 34 weibliche Ordensmitglieder; ferner befanden sich dort im April 1889 50 Kandidaten für die Mission in Ost-Afrika, nämlich 20 Jünglinge, die Priester werden wollen, und 30 Handwerker als Laienbrüder. Auch im Schwesternhaus baten 40 Jungfrauen um Aufnahme. Am 7. November 1887 gingen die ersten Missionäre: ein Priester, zwei Katecheten, 7 Laienbrüder und 4 Schwestern nach Afrika ab. Ihnen folgten im Februar des Jahres 1889 zwei weitere Priester, mehrere Laienbrüder und Ordensschwestern zur Verstärkung der Mission. Nicht lange verweilten die ersten Sendlinge in Zanzibar, der Hauptstadt einer ostafrikanischen Küstenlandschaft gleichen Namens, es drängte sie hinaus unter die armen Heiden, um dort ihrem erhabenen Berufe zu leben. In der Nähe der Niederlassung der deutsch-afrikanischen Gesellschaft bei Pugu, fünf Stunden landeinwärts von Dar-es-Salaam wurden auf einer kleinen Anhöhe die Grundsteine gelegt oder vielmehr die Pfähle eingeschlagen, auf welche die künftige Mission erbaut wurde. Unter unsäglichen Mühen und Anstrengungen, denen bald ein Laienbruder und eine Ordensschwester erlagen, entstanden nach und nach eine Kapelle, ein Wohnhaus, Werkstätten und ein Waisenhaus, in welchem die Schwestern den verlassenen oder schwächlichen Negerkindern Pflege und Unterricht ertheilten. Unbeschreiblich groß waren die Opfer, welche das Missionsleben von diesen muthigen Helden forderte; ein Laienbruder starb am Sonnenstich, zwei andere waren fast immer leidend, die übrigen oft vom Fieber ergriffen, einer mußte nach Europa zurückgeschickt werden und eine Schwester starb im Spital zu Zanzibar, von den täglichen Entbehrungen und Beschwerden gar nicht zu reden. Aber noch andere, viel schwerere Leiden und Prüfungen hatte Gott seinen Lieblingen aufgespart.

Es war am Sonntag den 13. Januar 1889, gerade zur Mittagszeit, als eine Schaar aufständischer Araber die Missionsstation von Pugu überfiel. Die Missionäre waren eben vom Tische aufgestanden und wollten betend zur Kapelle gehen, als plötzlich in der Nähe Schüsse fielen. Gleich darauf sahen sich die Wehrlosen von allen Seiten umringt. In wenigen Stunden war die Niederlassung zerstört, die Pflanzungen wurden verwüstet, die Kapelle und Werkstätten ausgeraubt und darauf sämmtliche Gebäude in Brand gesteckt. Zwei Laienbrüder und eine Schwester lagen ermordet in ihrem Blute. Zwei andere, fieberkranke Brüder, ein Katechet und eine Schwester wurden unter schrecklichen Mißhandlungen gefangen fortgeschleppt. Erst nach langen Unterhandlungen gelang es, die muthigen Vertheidiger des Glaubens am 11. März für schweres Lösegeld loszukaufen.

„Das Blut der Martyrer ist der Same des Christenthums", hat ein großer Gelehrter schon des zweiten christlichen Jahrhunderts gesagt. Bereits ist das Blut christlicher Martyrer im Innern Afrikas geflossen. Möge die Missionsstation, die durch den Opfertod der Missionäre geheiligt wurde, aus den Trümmern neu erstehen, möge dort das Christenthum festen Boden fassen und den armen Negern mit der christlichen Gesittung und Freiheit auch die Freiheit der Kinder Gottes bringen und die Thore des ewigen Lebens erschließen.

Doch, Geliebter Leser, der Kalendermann ist noch nicht ganz zu Ende. Könntest nicht auch du das Deinige beitragen, das Loos dieser Unglücklichen zu lindern? Jeden Morgen preist der katholische Priester im täglichen Pflichtgebet „das erbarmungsvolle Herz unseres Gottes, der uns heimgesucht in Christus, dem Aufgang aus der Höhe, zu leuchten denen, die im Finstern sitzen und im Schatten des Todes, um unsere

Füße zu leiten auf dem Wege des Friedens." Solltest nicht auch du in deinem täglichen Gebete der armen Neger gedenken, damit auch sie den Einen wahren Gott erkennen und seinen Gesandten Jesus Christus? Und wie jeder katholische Familienvater das Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus nicht vorübergehen läßt, ohne seinem Seelsorger ein Almosen zu geben als Peterspfennig für den hl. Vater, so solltest du aus Dankbarkeit für das unschätzbare Gnadengeschenk des hl. Glaubens zum wenigsten an jedem Dreikönigstage deinem Seelsorger ein rechtschaffenes Almosen geben für die armen Neger in Afrika. Du hast schon so viel „Vorgeschlagenes". Wenn Stansermarkt ist oder „Aelplerkilbi", da findest du in deinem Geldsäckel auch immer ein namhaftes Stück Geld zum „Verthun". Bedenk' es wohl; es kommt einmal eine Zeit, du gehst auf keinen Markt mehr, auf keine „Kilbi", auf keinen Tanzboden — du liegst im Sterben. Glücklich bist du, wenn dann der Schutzengel deine Gebete und Almosen für die armen Neger zu deinen Gunsten in die Wagschale legt vor Gottes Richterstuhl.

„Selig die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Ein Advokatenkniff.

Am bequemsten hat's doch ein Bäcker, der kann die gefehlte Arbeit selber essen. Aber ganz anders ist's einst dem Bäckervenanz gegangen, dem wurde seine Waare gefressen, ehe sie fertig war. Einen halben Morgen hatte der gute Venanz geknetet und geschwitzt, ein Quantum Mutschli und Weggli lag wohlgeformt auf Laden zum Einschießen in den Backofen bereit. Bei so heißer Arbeit ist jedem ein Glas Most z'Nüni zu gönnen und auch Venanz machte jetzt schnell einen Abstecher in den Keller. Wie er wieder die Kellerstiege heraufwandelt, da sieht er, daß just seines Nachbars, des Fürsprechers Cyprians Hund zur Backstube herausrennt und den Schwanz fürchterlich angstvoll einklemmt. Der Hund muß dem Wetter schlecht trauen, der Venanz aber weiß ganz genau, woran er ist. Des Herrn Fürsprechers Karo ist ein „Erzschleini" oder ein Schelm, wie man gutdeutsch sagt, und in allen Küchen des Dorfes ein gefürchteter Gast. „Hat mir am End das heilose Vieh meine nicht einmal gebackenen Weggli und Mutschli gefressen", brummt der Venanz und eilt in die Backstube. Richtig — so ist's — ein ganzer Laden ist leer — die Mutschli sind verschwunden. — Ein Vaterunser lang steht Venanz rathlos da und kratzt sich hinter den Ohren. Jetzt macht er Kehrt — denn mit dem Einschießen braucht er nicht mehr zu pressiren. — Er geht hinauf in die Stube zu seiner Frau, der Regina. „Frau" sagt er „jetzt hat mir der Schelmenhund des Fürsprechers da drüben meine Mutschli gefressen, der hungrige Kerl!" „G'schieht dir recht", brummt die Regine, „warum passest nicht besser auf. Mach' die Thür zu, oder stell die Waare gehörig bei Seite — du weist ja . . . ." „Ja, ja weiß schon", gibt Venanz unwirsch zurück. „Aber Frau, wegen dem Beiseitestellen, da sorg' du für dich selber. Hat nicht der gleiche Karo vor drei Wochen seinen Kopf in deinen Ankenhafen so tief hineingesteckt, daß er ihn gar nicht mehr herausbrachte. — Hätte damals der Cyprian seinem Hund den Kopf sammt dem Hafen zerschlagen — dann hätte ich meine Mutschli noch." — Darauf sagt die Regina gar nichts, die Antwort ist ihr entfallen; Venanz aber fährt fort: „Jetzt gehe ich schnurstraks hinüber zum Nachbar Cyprian und fordere Schadenersatz." „O du einfältiger Tschopen", ruft die Frau lachend aus, „meinst du denn wirklich, du kriegst etwas von dem Fürsprecher. Da trompirst du dich!" — Venanz lacht aber ganz verschmitzt, legt den Tschopen an, setzt seine Dätschkappe auf und geht hinüber zum Fürsprecher Cyprian.

Der Nachbar Fürsprecher ist richtig daheim und ruft „Herein", als Venanz anklopft. „Ei der tausend", ruft er verwundert aus, „was gibt's